

Unordnung und spätes Leid. Bericht über den Versuch, eine misslungene Analyse zu bewältigen

- Ein Auszug aus meinem Buch

Margarete Akoluth

23. September 2002

Lieber Herr Dr. L.!

In den letzten Monaten habe ich das Misslingen meiner Therapie aus meiner Sicht beschrieben und darüber hinaus meinen Versuch, dieses schlimme Erleben zu bewältigen. Das Manuskript ist nun fertig, und ich habe vor, es zu veröffentlichen. Natürlich habe ich Namen und Orte anonymisiert.

In der Zeitschrift PSYCHE (2000) las ich von Werner Bohleber folgenden Satz: „Die Konfrontation mit der Realität des Traumas ruft auch im Zuhörer heftige Affekte hervor. Er richtet ebenfalls eine kognitive und affektive Abwehr gegen das Trauma auf, weil es die kulturellen und psychologischen Grundlagen unseres Lebens untergräbt.“ (S. 824). Zwar bezieht sich der Artikel von Bohleber auf das traumatisierende Erleben im Holocaust, doch konnte ich einiges daraus in meine Situation „übersetzen“. Für mich heißt das, dass Leser meines Berichts sich möglicherweise innerlich gegen das beschriebene Geschehen wehren.

Diese Aussage ließ erneut in mir den Wunsch wachsen, dass auch Sie, lieber Herr Dr. L., über meine Therapie aus Ihrer Sicht und Erfahrung schreiben, damit beide Berichte gemeinsam in einem Buch veröffentlicht werden können. Das möchte ich genauer erklären: Als ich begann zu schreiben, ging es mir vor allem darum, Klarheit für mich zu bekommen, was denn nun WIRKLICH in meiner Therapie geschehen war. Ich hatte viel gelesen, viel gefragt und nur einiges begriffen. Während des Schreibens habe ich weitergelesen, gefragt, nachgedacht, neu definiert. Habe zu erklären versucht, geklagt, angeklagt.

Nun aber glaube ich, begriffen und verstanden zu haben, was sich in meiner Therapie abgespielt hat; deshalb geht es mir jetzt darum, zu erklären und deutlich zu machen, was Verstrickung (Kollusion) in einer Therapie ist und wie sie sich auf mich ausgewirkt hat. Noch wichtiger aber war mir darzustellen, wie ich versucht habe, den erlebten Missbrauch zu bewältigen. Mein Tagebuch, das zu führen Sie mich mehrfach aufgefordert haben, war mir eine große Hilfe bei meiner Arbeit.

Allerdings meine ich, dass meine Aufzeichnungen allein nur ein halbes Bild dessen geben, was in unserem therapeutischen Miteinander geschehen ist. Erst wenn Sie von Ihrer Warte und mit Ihrer Einsicht die Geschichte ergänzen und damit vervollständigen, können Leser sich ein umfassenderes Bild machen. Damit bringe ich meinen Wunsch zum Ausdruck, dass unsere verkorkste Gemeinsamkeit schließlich doch einen Sinn gehabt haben möge und alles letztlich eine Wendung zum Guten findet.

So komme ich endlich zu der Anfrage und Bitte, die Sie gewiss erstaunen wird: Wären Sie bereit, die Geschichte meiner Therapie aus Ihrem Wissen heraus zu beschreiben für das zu veröffentliche Buch? Auch Ihre Aufzeichnungen könnten ohne Namensnennung sein. Herr B. hat diesen Brief gelesen, ist also über mein Vorhaben informiert. Evtl. wäre er bereit, einen verbindenden und integrativen Kommentar dazu zu verfassen. Es wäre schön und wünschenswert, wenn Sie mir bald antworten würden.

10. November 2002

Lieber Herr Dr. L.!

Sie können sich gewiss vorstellen, dass ich auf eine antwortende Nachricht von Ihnen warte. Aus dieser Ungewissheit heraus möchte ich Ihnen noch ein paar Gedanken zu meinem Anliegen mitteilen: Viele Therapeuten oder auch Analytiker haben im Laufe ihrer beruflichen Tätigkeit eine oder auch mehrere missglückte Therapien bzw. Analysen durchlitten. In der Literatur wird zur Genüge davon berichtet, allerdings fast ausnahmslos in verdeckter Form. Die Autoren berichten von Vorkommnissen, „die in einer Therapie geschehen können“. Denn jeder deckt über solchen Fehlschlag, nämlich

das Falsche getan zu haben, um das Richtige zu erreichen, gern den Mantel des Schweigens. Wenn nun ein Analytiker zu solch einer schwierigen Mitteilung bereit ist, nämlich vom Misslingen einer Therapie und der heillosen Verstrickung mit einer Patientin zu berichten, wird soviel Mut gewiss Anerkennung finden.

Unser beider Berichte, die dann in einem Buchdeckel vereint sind, sozusagen unter dem schützenden Dach eines wohlwollenden Kommentars, machen dann sichtbar, dass auch nach schlimmen Verletzungen Versöhnung und damit Heilung geschehen kann. Es wird das eindrucksvolle Zeugnis einer Begegnung zweier Menschen sein: Suche, Identifikation und Bußübung in einem. Wir würden beide etwas von uns preisgeben und damit etwas gut machen, nämlich unsere Geschichte zu Ende bringen. Ich wünsche mir so sehr, dass mein Versuch, scheinbar Unvereinbares miteinander zu vereinbaren, gelingt, sofern Sie bereit sind, sich auf dieses Wagnis einzulassen.

An einem Septembertag des Jahres 1988 begann dieses Abenteuer einer menschlichen Begegnungsgeschichte. Ich hatte nach einem Psychotherapeuten gesucht und war nach mehreren Telefonaten auf den Arzt und Psychoanalytiker Dr. L. hingewiesen worden, der sich gerade niedergelassen und eine Praxis in eröffnet habe. Mit meinen 58 Jahren war ich noch immer eine wohlerzogene, etwas naive „höhere Tochter“. Ich war als mittleres von 3 Kindern mit 2 Brüdern aufgewachsen, hatte Vater und Bruder, Heimat und alles im Krieg verloren. (...) Mein Fühlen und Denken war also von früh an durch Angst, Krieg, Tod geprägt. Nach Abitur, Ausbildung zur Buchhändlerin und - durch eine schwere Tbc unterbrochene - Berufstätigkeit, war ich 1956 aus der DDR nach Westdeutschland entkommen. Hier hatte ich meinen späteren Ehemann getroffen, der, 25 Jahre älter als ich, seit längerem verwitwet war. Er war für mich der Märchenprinz gewesen, der mich aus Krankheit, Verlassenheit und Lebensangst errettet und geheiratet hatte. Er war ein liebevoller, gebildeter, schöner Mann, der mir sagte, ich hätte ihn nach dem Tod seiner ersten Frau aus einem Meer von Einsamkeit erlöst. Nach Jahren glücklicher Gemeinsamkeit wurde er nun hinfällig, klammerte sich mehr und mehr an mich. Ich suchte therapeutische Begleitung, da ich ohne Angehörige war und Angst vor seinem Sterben und der nachfolgenden Verlassenheit hatte.

Beim Kennen lernen fand ich den Therapeuten nett im Sinne von warmherzig und

sympathisch. Dass er so viel jünger war als ich, störte mich nicht. Er bemühte sich um mich und hatte eine wundervolle Stimme. Ich war von ihrem Klang und dem Tonfall wohl genauso beeindruckt, wie vom Inhalt und den Formulierungen des Gesagten. Ich erklärte, dass ich Begleitung in meiner für mich schwierigen Lebenssituation brauche. (...).

In den folgenden sechs Jahren meiner Therapie, die zusammenfielen mit der Pflege meines dementen und inkontinenten Mannes, der fast rund um die Uhr betreut und versorgt werden musste, war ich wesentlich selbständiger geworden als ich es je gewesen war. Zu Beginn meiner Therapie versprach mir der Analytiker, mit mir gemeinsam meine frühen Wunden auszuwickeln, wobei er betonte: „Das tut weh!“ Wir wollten die Verletzungen miteinander anschauen, auf diese Weise Balsam darauf geben und sie neu zu verbinden, sodass sie langsam heilen und vernarben könnten. Danach würden die Narben zwar gelegentlich noch schmerzen, aber ich wüsste dann, was da weh täte, und dass das auch wieder verginge.

Nur langsam stellte sich Nähe ein, Vertrauen war sehr viel eher da, aber ich brauchte mehr emotionale Nähe. Dann, nach Stunden, Monaten, Jahren erhellender, wohltuender Therapie brach diese Nähe wie ein Erdbeben über mich herein und ängstigte mich bis ins Mark. Das Grauen klopft nicht an, es rammt sich dir in den Rücken. (...)

Ich versuche jetzt mit dieser Darstellung zu erklären, was mir selbst erst allmählich klar wird, denn lange Zeit konnte ich meine Gefühle der Sehnsucht, des Verlassenseins, der hilflosen Ohnmacht nicht begreifen. Jedoch wollte und will ich meine Empfindungen und deren Zustandekommen verstehen, weil ich hoffe, dass meine Pein durch den Verstehensprozeß gelindert wird. Ich suche Klarheit, aber mein Bedürfnis nach Klarheit mag für manche im Dunstkreis der Rachsucht angesiedelt sein. (...)

Am 31. Oktober 1994 hatte mein Therapeut seine und meine Grenzen massiv überschritten. (...). An diesem Tag hatte der Analytiker, während ich auf der Couch lag und wir miteinander sprachen, sich mit seiner Linken langsam bis zu meiner linken Hand vorgetastet und sie viele Minuten lang gehalten. Nur gehalten. Und weiter

gesprochen. Dann losgelassen, einfach losgelassen, auch seine Rechte von meiner Schulter genommen, ohne ein Wort der Erklärung. Aber weitergeredet. Damit hatte er in meinem innersten Bereich Verheerungen angerichtet, die keinen Stein auf dem anderen ließen. In mir war ein Erdbeben geschehen, eine Implosion vulkanischen Ausmaßes. Ich verstand nicht, was es bedeutete. Ich spürte nur, dass mir etwas widerfahren war, was mein Sein von einer Stunde auf die andere völlig veränderte. (...) An diesem Tag einer ersten unvermuteten, unerklärten Berührung begann für mich eine pathologische, verschämte, leidenschaftliche Verflechtung mit meinem Analytiker, die mich abhängig, süchtig, emotional hörig machte. (...)

Ich hatte autonom werden wollen, unabhängig, lebensfähig auch ohne meinen Mann, und sah mich auf einmal abhängig vom Therapeuten. (...) Vor der nächsten Zusammenkunft hatte ich Sorge, allen Anstand, allen Stolz zu vergessen. Ich war voller Tränen und wollte nichts weiter, als in die Arme genommen sein, spüren, dass ich auch in dieser Gestimmtheit angenommen war, so, wie ich eben bin. Ich beschrieb dem Therapeuten, wie es mich nach und seit dem vorigen Beisammensein fast zerrissen hätte. Ich stieß bei ihm auf Verständnis und Besorgtheit, er sprach von seiner Zuneigung zu mir und dass er mich mag. Er sei, da mein todkranker Mann es nicht mehr sein könne, nun mein Vertrauter geworden. Da sei mein Empfinden für ihn verständlich, er habe mich doch auch gern. Dann legte er wiederum seine rechte Hand auf meine Schulter, nahm meine Linke in die seine und forderte mich auf, diese Berührung tief in mich hineinzunehmen. Auch in den nächsten Stunden hielt er meine Hand.

Dann starb mein Mann. Es war ein sanftes Verlöschen seines irdischen Daseins. (...)

In all der Zeit (und nach mehr als sechs Jahren Therapie) hatte ich kaum bemerkt, wie sehr ich mich durch die zunehmend schwerer werdende Pflege meines Mannes selbst vernachlässigt hatte. Ich hatte zu lernen, allein in der Wohnung zu sein, für niemanden Sorge tragen zu müssen. (...) Ich war traurig, trostbedürftig, verloren, und als mich der Analytiker nach Wochen fragte, was ich mir von ihm wünsche, wagte ich zunächst nicht, ihm anzuvertrauen, nach was ich mich von Herzen sehnte. Nachdem er mich mehrmals ermuntert hatte, ihm doch meine Wünsche zu nennen, begann ich

zögernd, dass er mich in seine Arme schließen, an sein Herz nehmen möge. Er ging langsam auf mich zu, legte beide Arme um mich; ich aber machte mich starr und steif aus Sorge, die Kontrolle über mich zu verlieren. In mir stieg der Satz auf „das ist verboten“. Doch in der darauffolgenden Stunde hielt er mich von neuem umfassen und trug mir auf, nun ihn zu umarmen. Bei einer der nächsten Begegnungen sagte er, während er mich hielt: „...und lassen Sie die Hände tun, was die Hände tun möchten.“

Zögernd strich ich ihm über den Kopf, die Haare, den Nacken. Und dann wanderten meine zärtlichen Hände über sein Gesicht, die Finger fuhren den Brauen nach und über die Lider, erfassten die Schläfen, kamen zu den Backenknochen, trafen sich an den Nasenflügeln. Meine Hände liebten seine Wangen mit dem Bart, begegneten sich am Kinn, trennten sich, um am Hals herab zu Schultern, Armen, Händen zu gelangen. Ich spürte die Nähe und Wärme seines Körpers, atmete sie ein. (...)

Unser Schweigen trennte uns, was hätte ich ihm sagen sollen? Dass er für mich das schönste aller Menschenkind war? Zudem machte mein Verstand mir wiederum klar, dass es nur eine therapeutische Umarmung sei (das half aber gar nichts), auch als der Analytiker erneut sagte, dass er mich gern habe. Ich war ihm dankbar, anstatt glücklich zu sein. Und hatte Angst. Angst mich zu verlieren an eine mögliche, unmögliche Liebe. Ich hatte lernen wollen, mich wohler zu fühlen mit mir selbst, stattdessen war eine Tür geöffnet worden zu der unzerstörbaren Sehnsucht nach einem Leben, das so nicht ist und nie sein kann, und in keiner Verbindung zu meinem täglichen Leben stand. Derweil wiederholte er: „Sie sollen hier wissen und lernen, dass Sie gemocht und schön gefunden werden“. Und dass die Therapie eine besondere Form der Nähe sei. (...)

Ich hatte einmal während einer Umarmung gesagt: „das ist verboten!“ Und wurde mit den Worten: „Ich bin nicht so orthodox“ beruhigt. (...) Der Therapeut hatte das sehnsüchtige Kind in mir immer von neuem verlockt. Es war ein fortwährendes Wechselbad für meine Empfindungen zwischen Vertrautheit und Fremdsein, zwischen Zaudern und sich überlassen. Mehrmals habe ich damals in Not und Verzweiflung gefragt: „*Warum haben Sie mir das angetan?*“

Ich hatte mir lebendig sein anders vorgestellt, hatte nicht gedacht, dass ich täglich so viel Kraft brauche, um den Aufruhr meiner Gefühle unter Kontrolle zu halten. Wenigstens nach außen wollte ich ruhig und gelassen erscheinen! Der Analytiker fragte mich, nachdem ich mich wieder einmal beklagt hatte: „Wollen Sie die Gefühle zudecken? Einen Deckel drauf tun? Oder wollen Sie sie bearbeiten? Das ist schwere Arbeit!“ „Ja, ich will diese Gefühle bearbeiten, denn sonst habe ich ständig Sorge, dass der Vulkan an ungeeigneter Stelle ausbricht.“ Und beim Abschied sagte er: „Spüren Sie Ihre Lebendigkeit, und nehmen Sie diese Umarmung tief in sich hinein!“ (...)

In jener Zeit machte der Analytiker mir deutlich, dass meine Mutter meine kindliche Lebendigkeit nicht ausgehalten habe, und dass sie mir überdies „verboten“ hatte, einen anderen Menschen als sie zu lieben. Das war nach intensiver analytischer (Traum)Arbeit deutlich geworden. Er meinte, dass meine Mutter - wie die böse Fee in „Dornröschen“ - mich verwünscht habe. Die Dornenhecke, die mich gefangen halte, könne nicht einfach von dem Königsohn durchhauen werden, der müsse warten, bis die Zeit erfüllt sei. Aber dann sei Dornröschen frei. (...) Die Erlaubnis des Therapeuten – immer wieder ausgesprochen – dass ich „hier meine Gefühle zulassen, meine Lebendigkeit zeigen dürfe“, sollte schließlich ein lebenslanges Verbot, lieben zu dürfen, außer Kraft setzen. Seine Worte waren von großer Ausdruckskraft, geprägt von einer geradezu spürbaren, umarmenden Zärtlichkeit. Und endlich, endlich hatte ich ihm geglaubt, vertraut, zeigte meine Gefühle: Ihn umarmend sagte ich all das, was Herz und Sinne ausfüllte. Diese Liebeserklärung wollte kein Antrag sein, gar für eine reale Verbindung, sondern im eigentlichen Wortsinn versuchen, meine Liebe zu erklären und damit zu verstehen. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich nicht nachhaltig mit dem Gefühl überzeugt gewesen, von ihm so ganz und gar angenommen und wirklich gemeint zu sein. Wenn ich es dieses eine Mal zutiefst erfahren könnte, das Angenommensein und Verstandenwerden auch ohne Worte, dann brauchte ich nicht immer mehr Umarmungen, Worte der Bestätigung. Eine innere Gewissheit gaukelte mir vor, dass ich mich mit diesem Zeichen seiner Zuneigung von ihm lösen könne. So fragte ich Dr. L., ob er mir einen Kuss geben würde. (...)

Von meiner Mutter hatte ich mich bis zu ihrem Tod 1985 nicht lösen können. Als mein Vater zum Ende des Krieges 1945 eingezogen wurde, ermahnte er mich 14

jährige - beim Abschied für immer am Kasernentor -, ich müsse für meine Mutter sorgen und auf sie aufpassen, sie selber könne das nicht. Zu diesem Zeitpunkt waren meine Brüder schon tot. Mein kleiner Bruder war an Diphtherie gestorben, mein großer Bruder 17-jährig am Ende des Krieges an der Ostfront vermisst. Ich war das letzte Kind, die schreckliche Tochter, die am Leben geblieben war, während die guten Kinder nicht mehr lebten. Ich war nie autonom geworden und wollte es doch unbedingt werden. Das alles war mir damals nicht so klar, wie ich es heute aufschreibe. Aber ich wusste ganz sicher um die unabdingbare Wichtigkeit meines Wunsches, mich vom Therapeuten ablösen zu wollen. Die Antwort auf meine Bitte war vernichtend! Er erklärte: „Ich küsse nur drei Frauen auf den Mund, meine Frau, meine Schwägerin und meine ehemalige Freundin.“

Ich war entsetzt, schämte mich, wusste nichts zu sagen, setzte mich auf meinen Stuhl. All meine gewaltig aufgetürmten Erwartungen, und dann passierte dies! Dabei zeigte er nichts anderes als sein nüchtern entspanntes Gesicht und schien kein bisschen irritiert. Eine trügerische Unaufgeregtheit. Ich hatte meine Hoffnung zu ihm getragen, gedacht, dass er „sehen“ würde, um was es mir ging. Ich wollte spüren, ein Mal nur, eine Sekunde nur, aber das für immer, dass ich wirklich „gemocht und schön gefunden“ werde. Dass meine Gefühle erlaubt und richtig sind, dass ich meine Lebendigkeit zeigen darf. (...) „Ich habe meine Grenzen also nicht klar genug gemacht“, fragte Dr. L.? „Nein,“ meinte ich, „einerseits haben Sie bei den Umarmungen Ihre Grenzen ja immer von neuem überschritten, andererseits haben Sie versäumt klar zu machen, was alles tabu ist.“

Er fuhr fort, mich abzuwehren; leise, verhalten, dann deutlicher, bestimmter. In nahezu jeder Stunde sagte er: „Sie sind an meine Grenzen gestoßen“, und das klang wie eine Drohung. Ich war verzweifelt über diese Abwehr, die mir unbegreifbar war. Ich fragte, klagte, verstand nicht. Er leugnete seine Abwehrhaltung, sagte Dinge, die mich zutiefst verletzten („Ihre Tränen rühren mich kein bisschen,“ nach meiner Erzählung eines mich erschütternden Traumes) und versetzte mich in Panik, als er bekannte, er habe sich die ganze Zeit geirrt, er habe Tomaten auf den Augen gehabt.

In langen Jahren hatte ich meinen Therapeuten als warmherzigen, einfühlsamen, freundlichen, besorgten, klugen Helfer erlebt. Nun empfand ich ihn oft als abweisend,

kühl, verschlossen und reagierte darauf mit Vorhaltungen, Anklagen, Vergleichen mit früheren Stunden. Ich stolperte ständig über sein plötzliches Unverständnis und verlor jede Orientierung. In diesem Hin und Her, diesen Qualen der Ungewissheit rief ich oft beklommen aus: „Ich begreife das alles nicht!“ Ich spürte seine emotionale Abwehr und konnte seine intellektuelle Zuwendung nicht genügend wahrnehmen. Unerklärlich waren für mich meine übergroßen Nähewünsche, die mich bedrängten und abhängig sein ließen von Dr. L. Ich wollte sie verstehen, denn lange Zeit schien er sie doch verstanden und erlaubt zu haben. Aber nun beschuldigte er mich: „Ihre Nähewünsche sind Ihre Form der Attacke“, und dass ich eine Liebesbeziehung zu ihm anstrebe, dass ich Nähe um jeden Preis wolle. Bezichtigte mich: „Sie nehmen mir übel, dass ich auf meine Grenzen achte.“ Ich war eingehüllt in das Gefühl, dass mir absichtlich und wider besseres Wissen Unrecht widerfuhr. Ich hatte keinerlei inneren Abstand mehr. (...)

Allmählich forderte seine Abwehr meine Gegenwehr heraus. Ich machte ihm Vorwürfe, die er mit Gegenvorwürfen beantwortete. Wir sagten einander schreckliche Sachen. Aber es wurde nichts davon thematisiert, bearbeitet. Ich wusste nicht, dass wir zu diesem Zeitpunkt schon so verstrickt waren, dass er oft keinen Durchblick, keinen Abstand hatte. Er war imstande gewesen, das Gefühl des Wunderbaren in mir zu wecken; dann jedoch außerstande, dieses Wunderbare unterstützend zu stärken oder auch nur zu tolerieren. (...)

Ich versuchte, mir mein Leben ohne Dr. L. vorzustellen: es ging nicht. Ein Abschiednehmen auszudenken war unmöglich. Wie sollte mein Leben, meine Zukunft, mein in der Welt sein aussehen, wenn ich nie mehr zu ihm gehen, nie mehr bei ihm sein durfte? Doch es musste sich etwas ändern, denn ich hatte mein inneres Gleichgewicht vollkommen verloren. Mein Herz schrie sich tot. Über mich war ein Schrecken hereingebrochen, den ich nicht einmal ansatzweise verstehen konnte. Ich hatte beständig das alles durchdringende Gefühl von Unwirklichkeit. Wie konnte ich lernen, mit dem Gefühl der Entbehrung von Nähe angemessener umzugehen, den Mangel besser zu verwalten? Immer wenn ich fragte, verwies er mich auf seine Grenzen, von denen ich meinte, dass er sie als Manövriermasse benutzte. Seine Mauern, Grenzen, Barrieren waren für mich unheildrohend geworden, weil ich nie wusste, wann er sie wie ein falsches Trumpf-As aus dem Ärmel ziehen würde oder wann er sie nur durch sein

Schweigen markierte. Sie waren veränderlich, unzuverlässig, das machte sie noch bedrohlicher für mich. Ich kämpfte dagegen an und beschwerte mich: „Ihre Grenzen sind eine schwere Hypothek für eine Patientin“, und bekam zur Antwort: „Ja, das ist richtig.“

Oft erbat ich von ihm Eindeutigkeit in seinen Antworten oder Erklärungen, aber meist blieb er bei vieldeutigen Aussagen, oder er schwieg. Seine Unschärfe, seine manchmal ambivalenten Formulierungen luden mich zu Auslegungen ein, die gewiss oft nicht zutrafen. (...) Es war wie eine Unpersönlichwerdung aller Gefühle, unseres Bundes. Dabei war ich zum Bersten voll mit Verzweiflung über das Versteckspiel, mit Sehnsucht nach Berührung, mit Schuldgefühlen wegen meiner, mir von ihm vorgeworfenen versuchten Grenzverletzung, mit Hoffnungslosigkeit wegen der mir von ihm zuteil werdenden Geringschätzung. Ich fragte, welche Motive bei seiner Kehrtwende mitgespielt hätten? Blieb ohne Antwort. Und begann schließlich, weil ich mich in eine Sackgasse manövriert fühlte, offen zu rebellieren.

Ich hatte dem Therapeuten die Verantwortung für mich überlassen, als ich mich in der Not von meines Mannes Sterben und der Verwirrung meiner Gefühlswelt ihm restlos anvertraut und ausgeliefert hatte. Ich war so sicher gewesen, das er mein bestes wollte. Dass er viel wusste und konnte, hatte ich in 6 langen Jahren erlebt. „Ich bin sehr gut ausgebildet,“ hatte er mir am Beginn der Therapie einmal erklärt; Eitelkeit war ihm nicht vollkommen fremd. Was nützte mir das jetzt, wenn ich in nahezu jeder Stunde spürte, dass er mit meinen Gefühlen nicht adäquat umgehen konnte und mich deshalb mit seinen Zurückweisungen quälte? Zwar hatte er mir schon mehrmals angekündigt, dass harte Arbeit vor uns liege, und ich hatte erwidert, dazu sei ich bereit. Dabei sah ich sein Vorgehen nicht als harte Arbeit, sondern als Bestrafung und wollte ich von ihm wissen, wofür er mich bestrafe? Seine Antwort war: „Sie werden hier nicht bestraft!“ (...)

Gedächtnisprotokoll der Therapie-Stunde am 22.5.97.

Nachdem ich es in einem Brief an Dr. L. geschrieben hatte, habe ich wiederholt:
„Sie haben mich missbraucht, wie es früher Hochwürden mit mir getan hat. Sie bereichern mit mir Ihre Phantasie und diffamieren mich hier.“

„Welche Fragen, welche Erwartungen haben Sie?“ fragte Dr. L. mit unterdrücktem Zorn in der Stimme.

„Keine.“

„Dann will ich eine Standortbestimmung versuchen, damit die Situation klar wird. Sie haben von Anfang an gewusst, dass ich Ihr Therapeut bin und Sie meine Patientin sind. Sie kommen hierher zur Therapie, um Ihre Lebendigkeit draußen leben zu können. Aber Ihre Lebendigkeit ist durch mich gefangen und eingeeengt. Das muss mit Ihren frühkindlichen Erfahrungen zusammenhängen. Sie haben um Vaters Liebe gebuhlt, also müssen Sie trotz all seiner Abwehr etwas von seiner Zuneigung gespürt haben. Auch wenn Sie ihn mir nur negativ geschildert haben, habe ich versucht, Ihnen seine guten, Ihnen zugewandten Seiten zu zeigen.“

„Ja, ich glaube, dass ich bei meinem Vater in eine harte Schule gegangen bin und es wohl nur deshalb so lange hier bei Ihnen aushalte.“

„Mir Missbrauch in einem Atemzug mit Hochwürden vorzuwerfen, ist unglaublich und ein schwerwiegender Vorwurf von Ihnen!“

„Das stimmt. Aber Sie haben mir erlaubt und mich mehrfach angehalten, Kritik zu üben, haben mich immer wieder aufgefordert, meine Wut rauszulassen, meine Aggression auszusprechen. Leider spüre ich im Moment keine Wut, sondern nur Bitterkeit. Doch im Grunde ist all das Schlimme, das Sie mir antun, winzig im Vergleich zu meiner Zuneigung zu Ihnen.“

„Vielleicht wäre es für Sie nicht auszuhalten, wenn beide Gefühle, Verletztheit und Zuneigung, gleich groß wären? Aber ich möchte die Sache heute mit dem Verstand angehen. Zuerst war zwischen uns ein normaler Kontakt, der sich dann gewandelt hat, weil ich zunächst mehr Nähe erlaubt habe. Und auch heute noch dürfen Sie Ihre Zuneigung verbal äußern.“

„Und das tue ich, obwohl ich weiß, dass das nicht angebracht ist. Aber mein Gefühl ist stärker als mein Verstand, die Worte liegen mir ganz vorn auf der Zunge. Ich kann mit dem Verstand nichts gegen mein Gefühl ausrichten. Ich will mich doch von Ihnen ablösen und komme nur noch ein Mal in der Woche zu Ihnen, obwohl das für mich die Hölle ist. Ich zähle die Stunden, bis ich wiederkommen darf. Aber ich will unbedingt durchhalten und es schaffen.“

„Und wie ist das für Sie, wenn Sie auf der Couch liegen?“

„Früher haben Sie mir zugewandt gesessen. Die letzten Male haben Sie zum Fenster schauend gesessen, da waren Sie sternenweit entfernt.“

„Aber wenn Sie mir gegenüber sitzen und mich sehen, sehen Sie auch in meinem Gesicht meine Reaktionen, die Sie dann verletzen.“

„Ja, Sie werden dann blass, und Ihr Gesicht und Ihr Körper werden ganz starr. Und in Ihr versteinertes Gesicht hinein muss ich dann meine tiefsten, heiligsten Gefühle sagen.“

„Ich merke das leider oft nicht. Sagen Sie es mir doch dann sofort. - Wie haben Sie die heutige Stunde empfunden?“

„Es war reine Verstandes-Arbeit. Mein Gefühl hungert und friert. Ich fand die Stunde dennoch wichtig, und ich hoffe immer, dass Erkenntnis mich aus diesem Tief herausholt.“

„Leider hat meine Erlaubnis so überaus tief in Ihnen Wurzel geschlagen, dass sie immer noch wirkt, obwohl die Zeit längst darüber hinweggegangen ist.“

„Ich habe doch nie ein privates Liebesverhältnis zu Ihnen angestrebt! Aber Ihr Verhalten mir gegenüber, besonders im März vorigen Jahres, hat mich aufblühen lassen. Ich weiß doch nicht, was den ‚switch‘ bewirkt hat. Ich spüre Ihre Mühe, Ihre Gedanken-Arbeit, Ihr Engagement, Ihre Zuneigung. Wenn ich Ihnen gleichgültig oder lästig wäre, hätten Sie mich bestimmt längst abserviert. Aber das ist eben das Vertrackte: Ich spüre Ihre Zuneigung und weiß doch nicht, woran ich mit Ihnen bin.“

Nur allmählich erkannte ich unsere Verstrickung. Je mehr Nähe ich bei meinem Therapeuten suchte, um so schneller machte er dicht, und wenn er sich verschloss, bedrängte ich ihn umso stärker. Ich sprach es an, aber es gab kein Echo. (...) Irgendwann hatte ich Dr. L. gefragt, ob er das emotionale Risiko mit mir eingehen wolle? Ja, das wollte er. Ein anderes Mal zu ihm gesagt, wenn *mich* jemand mit seiner Liebe so bedrängen würde, wie ich das bei ihm täte, würde ich eiligst die Flucht ergreifen. Er gab ungerührt zur Antwort, dass es seine Unterlassungssünde gewesen sei, mir seine Grenzen nicht früher gezeigt zu haben. Hatte zunächst erklärt, dass seine Barrieren nichts mit mir zu tun hätten (was ich nicht begreifen konnte und vergebens um eine Erklärung bat). Viele Monate später sagte er, dass seine Barrieren natürlich etwas

mit mir zu tun hätten. Da war ich entsetzt und wollte wissen, ob es meine Gegenwart oder mein Verhalten sei, das seine Barrieren hochgehen ließe? Seine einfache Antwort war: „Es ist unsere Beziehung!“ Und in dieser Zeit sagte er auch, dass er von nun an härter mit mir umgehen werde. Und etwas später: „Ich werde nicht mehr nett zu Ihnen sein.“ Kränkend, geradezu entwürdigend war, dass er mir vorhielt, er habe mein schreckliches Gesicht nicht ertragen können, er habe es ausblenden müssen. Meine gute Erziehung hatte es mir lange Zeit verboten, dem Therapeuten meinen Zorn entgegen zu schleudern. Endlich war ich in der Lage, meine Empörung darüber zu artikulieren,... (...)

War ich wirklich an seine Grenzen gestoßen, oder eher auf seine Unfähigkeit, mir auf der emotionalen Ebene zu antworten, wenn ich meine Gefühle zeigte und an ihn herantrug? Ich hatte wieder einmal auf der Couch liegen sollen, hatte bei geschlossenen Augen im schwarzen Raum ein Mandala gesehen, hellblau im goldenen Strahlenkranz, ernst, fern, erhaben. Als es Zeit war, aufzustehen und zu gehen, hatte der Analytiker gefragt: „Wollen Sie sagen, was in Ihnen vorgeht?“

„Ich habe gebetet, dass ich gut über die nächsten fünf Minuten wegkomme.“ Seine Gegenfrage: „Sie meinen die Trennungssituation?“ Dass ich ihn früher oft umarmen durfte, war für mich ein Zeichen des Angenommen-seins gewesen. Welch hohen Preis musste ich nun zahlen; ich fühlte mich nicht mehr willkommen, geradezu unerwünscht. „Sie sind sehr enttäuscht von mir“, fragte er, „was erwarten Sie von mir?“ „Klarheit“, antwortete ich. „Klarheit worüber?“ „Woher diese tiefe Sehnsucht kommt, die mich lähmt, blockiert, traurig macht; die ich nicht abschütteln kann. Die ich so schmerzhaft empfinde und nicht verstehe.“ Dann: „Aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund!“ Das war tiefste Verzweiflung, innigstes mich an ihn wenden! Seine Antwort : „Sie überhöhen mich!“ (...)

Warum nur, warum ging ich regelmäßig und immer wieder in seine Praxis? Ich zählte die Tage, die halben Tage, die Stunden. Vor jeder Begegnung mit ihm war ich voller Hoffnung auf Verstehen, Zuwendung, Freundlichkeit, Wärme. Und stieß immer von neuem auf seine für mich vernagelten Ohren. Daraus wurde oft ein Desaster oder eine Demütigung, der ich gelegentlich mit Frechheit zu begegnen versuchte. (...)

Wie bringen Sie Ihre Sehnsucht und Ihre Aggression unter einen Hut?“ hatte er mich ja gefragt. Und mich angeblafft: „Sie wollen Nähe um jeden Preis?“ Dafür hatte ich ihn in meiner Verzweiflung einen alten Geizknochen genannt, der mir nicht das Schwarze unter’m Fingernagel an Nähe gönne.

Gedächtnisprotokoll der Therapiestunde vom 6.4.98

„*Oh, Sie haben ein Monochord! Haben Sie es selbst gebaut?*“ fragte ich zu Beginn der Stunde.

„Nein. - Möchten Sie zur vorigen Stunde noch etwas sagen?“ fragte Dr. L. kühl.

„*Nein, lieber nicht.*“

„Sie waren anscheinend enttäuscht?“

„*Ja. Es ging mir zunächst gut, aber nach der Hälfte der Zeit bin ich dann abgekippt.*“

„Schon beim Vorlesen des Märchens?“

„*Nein, danach. Sie sind ja nur auf die eine Stelle eingegangen, die für mich überhaupt nicht wichtig war.*“

„Daran sieht man den Unterschied zwischen uns beiden. Ich habe mich als offen und Ihnen zugewandt erlebt, und nun höre ich, dass Sie nicht zufrieden mit mir waren. Und dann läuft bei mir mein altes Muster ab, was ich anders, besser, richtiger hätte machen sollen. Wo habe ich nicht genügt?“ fragte der Analytiker missvergnügt.

„*Schon meine Frage, ob Sie den sonnigen Sonntag haben genießen können, haben Sie nur mit Ja beantwortet, da habe ich mich abgewehrt gefühlt.*“

„Ich war auf der Autobahn. Nun ja, besser bei gutem als bei schlechtem Wetter. Aber ein Genuss war es nicht. Darum habe ich weiter nichts gesagt. Sie haben das anscheinend als Barriere empfunden, obwohl gar keine da war. Sie spüren meine Barrieren viel früher, wenn ich sie noch gar nicht wahrnehme. - Ihr Blick war in der vorigen Stunde nur mühsam für mich auszuhalten, mühsam für meine Augen.“

„*Wenn ich aus dem Fenster schauen soll, brauchen Sie es mir doch nur zu sagen.*“

„Nein, das ist es nicht. Das Schlimme ist, dass Sie so viel als Zurückweisung auffassen, auch meine Barrieren.“

„*Ich weiß schon, dass die zu Ihrem Schutz da sind. Aber warum müssen Sie sich schützen vor mir? Ich habe Sie doch offener, wärmer, herzlicher erlebt.*“

„Ja, vielleicht müssen wir uns noch mal um Supervision kümmern. - Sie denken, dass ich Sie nicht mag?“ Seine Frage klang eindringlich.

„Nein, so ist das nicht. Ich weiß, wie viel Mühe Sie aufwenden für mich. Aber meine Bedürftigkeit ist SO groß. Ich möchte mich angenommen fühlen von Ihnen. So denke ich immer, dass ich nicht liebenswert bin.“

„Das ist der Kind-Anteil in Ihnen, den Sie mal eine Zeit lang wegsperren müssen, um objektiv sein zu können.“

„Geht denn das?“

„Ja, das geht. Ich muss das auch tun. Oft, wenn ich meine kindliche Lebendigkeit für Sie öffne, habe ich das Gefühl, dass Sie mir auf die Finger klopfen. Das tut mir weh, und dann mache ich dicht.“

„So wie am Anfang der Stunde, als ich nach dem neuen Monochord gefragt habe?“

„Da haben Sie meiner Ansicht nach gedacht: Na, für mich spielst du das bestimmt nicht.“

„Aber nein, ich habe an Thomas Z. gedacht und deshalb gefragt, ob Sie Ihr Monochord auch selbst gebaut haben.“

„In diese ungesagten Sachen legen wir beide leicht Fehldeutungen hinein.“

Erneut hatte ich nach Supervision für uns beide gefragt, nachdem er das Thema ja kurz angesprochen hatte. „Was versprechen Sie sich davon?“ hatte er wissen wollen, und ich hatte wiederum geäußert: „Klarheit“. Doch Supervision kam für ihn nicht in Frage. Aber das sagte er nicht eindeutig heraus; wie so oft gefiel er sich in Andeutungen. Und ich fürchtete mich, ihn mit weiteren Fragen zu provozieren, um mein inneres Bild von dem wohlmeinenden Therapeuten nicht zu verlieren, das ich so dringend bewahren wollte. (...)

Dr. L. hatte mir wieder einmal nahe gelegt, dass ich alle Gefühle bei ihm zeigen dürfe, das sei sein therapeutischer Anspruch an sich selbst, aber leider hielte er meine Gefühle eben nicht aus. Er hatte in dieser Stunde einige seiner Schwächen bekannt: „Ich war nicht reif und gefestigt genug“, hatte er gesagt, und: „Ich wäre gerne stärker.“ Zum ersten Mal spürte ich einen Beiklang von Trauer und innerer Bewegtheit bei seinem Eingeständnis, erst dadurch wurde es wahr und annehmbar für mich.(...)

Konnte der Therapeut noch hilfreich für mich sein? Bei seiner Zwiespältigkeit wusste ich nie, woran ich bei ihm war, denn was er in der einen Stunde sagte, deklarierte er schon in der nächsten als Schnee von gestern. Ich begriff nicht, was mit

mir los war, ich war verkommen zu verkörperter Sehnsucht. Meine Seele war nackt. Zunehmend hatte ich Angst, verrückt zu werden. Ich wurde nicht fertig damit, wie lästig und zuwider ich ihm war. Ich suchte einen Weg aus dem Gefängnis des Nichts-wert-seins, in das er mich wieder und wieder gestoßen hatte. Einst hatte er huldvoll gelächelt, hatte sich in der Liebe seiner Patientin gesonnt. Nun waren seine Barrieren seine Antwort auf mich.

Mit der sonderbaren Feststellung: „Meine Barrieren, das bin nicht ich!“ hatte er sie vielleicht rechtfertigen wollen. „Meine Barrieren gehen leider ohne mein Wissen und Wollen hoch. Außerdem habe ich eine Zeitlang die Ebenen verwechselt, habe wie ein Oberlehrer immer wieder auf die „kleine Margret“ verwiesen. Ich habe gemeint, die sucht und braucht Geborgenheit. Vielleicht ist das schon aus Angst vor Ihren erotischen Wünschen geschehen. Ich war nicht souverän“, fuhr er fort, „und habe mich gedrückt, klar zu sagen, welches meine Rolle ist. Meine Distanziertheit habe ich gar nicht wahrgenommen, ich habe mich als Ihnen zugewandt erlebt und daher Ihre Nähewünsche als Attacke empfunden.“ Wie war es möglich, dass ich bei ihm nur Abwehr gespürt hatte?

„Mein Vater hat meine Liebe zu ihm totschiagen wollen“, erklärte ich, „meine Mutter hat mir die Liebe zu anderen verboten und meine Lebendigkeit totschiagen wollen. Sie haben beides wieder ausgegraben, haben Zuneigung und Lebendigkeit erlaubt. Nun habe ich das Gefühl, dass Sie meine Liebe, meine Lebendigkeit von neuem totschiagen wollen.“ „Ihre Sehnsucht hat meine Bedürftigkeit in der Tat wahrgenommen“, gab Dr. L. in einer weiteren Stunde zurück. „Ich habe, des Tabus wegen, die Zuneigung der ‘kleinen Margret’ angenommen und erwidert. Dann habe ich aber erkannt, dass ich mich geirrt habe. Ich habe mich wie ein wildes Tier gewehrt und habe Ihnen immer von neuem meine Grenzen erklären wollen.“ (...)

Ich war nicht helle genug, diesen widersprüchlichen Helfer und seine Unbeständigkeit klar zu erkennen, ich war verloren an meine Gefühle, als hätte ich nicht nur mein Herz, sondern auch meinen Verstand verloren. Ich beschuldigte und entschuldigte ihn in einem Gedankengang. Und misstraute meinem Misstrauen. Warum stießen mich diese kränkenden Deutungen nicht dermaßen ab, dass ich ihn hätte verlassen können?

Immer noch hoffte ich, ihn zu gewinnen im Sinne von gegenseitigem Vertrauen und Verstehen; gewinnen im Sinne von Freund und Bruder sein, unverlierbar im tiefen Wissen voneinander. Wie schlägt man Sehnsucht tot? Musste ich das selber tun? Ich verstand mich nicht und ihn erst recht nicht. Ständig wurde ich aufgefordert, meine Wut rauszulassen. „Ich kann Ihre Wut ja verstehen, weil ich Sie enttäuscht habe.“ Er hatte mich nicht enttäuscht, er hatte mich getäuscht; aber zu meiner Vorhaltung sagte er nur: „Ich täusche nicht! Wenn ich täuschen würde, könnte ich meinen Job an den Nagel hängen.“ Mehr nicht. Für mein Empfinden hatte er Versprechen nicht gehalten, er aber meinte, dass er nur meine falschen Erwartungen korrigiert habe. Meine Kritik empfand er als ehrenrührig, und er wies mich an, ich solle nicht so viel klären wollen, das bringe nichts, unsere Beziehung sei nie etwas anderes als eine therapeutische Beziehung gewesen. Ich dagegen hatte eine menschliche Begegnung und gemeinsames tiefes Erleben darin gesehen. Und später: „Sie sind masochistisch, immer noch zu einem Nichtskönner und Trottel wie mir zur Therapie zu gehen.“ Dabei lag mir doch gar nichts daran, ihn klein zu machen. Ich wollte ihn stark sehen, damit er mir beistehen und helfen könnte. (...)

Ich hatte erneut nach dem Sinneswandel des Analytikers in Bezug auf mich und meine Emotionen gefragt. „Ich habe für Sie zwei Gesichter?“ war die Frage des Therapeuten. „Ja“, sagte ich darauf, „eine warmherzige, freundliche Seite und eine abwehrende, eklige Seite. Und nie weiß ich, ob das, was Sie mir sagen, Ihre wirkliche Meinung ist oder Berechnung. Und wieso bedränge ich Sie so, dass Sie mich immer wieder abwehren und zurückweisen? Was ist denn an meinen *Nähewünschen* aggressiv? „Ich möchte jetzt nicht auf Ihre Frage eingehen, sondern von Ihrem Vater sprechen, dessen Bedürftigkeit Sie gespürt haben, weil sie so groß war, und die er Ihnen aber nicht zeigen konnte. Das hat die Tragik Ihrer Beziehung ausgemacht.“

Meiner damaligen Meinung nach schien es seine spezielle Kunst zu sein, etwas in einfühlsame Worte zu kleiden, was er so nicht empfand, um brenzlige Fragen zu umgehen. Seine Darlegung empfand ich als Ausweichmanöver, aber zu jener Zeit war ich immer noch zu vertrauensselig und auch zu abhängig, um kritisch zu antworten oder misstrauisch zu fragen, wie er denn plötzlich auf meinen Vater käme, ich hätte doch gefragt, warum er sich von mir so bedrängt fühle.

Erst zu einem späteren Zeitpunkt hatte Dr. L. eingeräumt, so, wie ich meines Vaters Bedürftigkeit gespürt hätte, hätte ich auch die seine gespürt, die natürlich da sei. Das sei verständlich, denn da er gern offen sei, habe er mehr von sich preisgegeben als angemessen. Er hätte das getan, um mir etwas deutlich und verständlich zu machen, obwohl das nicht der Brauch sei. Aber wie es bei meinem Vater innere Bereiche gegeben habe, die seine Tochter - also mich - nichts angingen, so gingen seine inneren Bereiche mich - die Patientin - auch nichts an. (...)

Wollte er mir mit seinen Erläuterungen zu verstehen geben, dass es nicht in Ordnung sei, ihn so insistierend zu fragen? Oder indirekt auf sich verweisen? Wir taten einander weh, weil einer dem anderen nicht mehr traute. Mein Unmut über seine Selbstlähmung wuchs. Er hatte sich zwar meiner Liebe entzogen, doch spürte ich untergründig seine Liebesbereitschaft und hinter verhärteter Schale seine Beseeltheit, die mich zerriss. Wieder einmal hatte ich nach seinem Sinnes-Wandel in Bezug auf mich und meine Nähewünsche gefragt. „Da ist etwas dran,“ hatte Dr. L. geantwortet, „da muss ich meine Gefühle gemeinsam mit Ihnen erforschen. Das erfordert Kraft und Durchstehvermögen von Ihnen. Meine Barrieren sind meine Reaktion auf Ihre Nähewünsche, da muss ich auch bei mir nachspüren.“ Und weiter: „Es war alles so im Nebel und ich habe oft rudern müssen. In einer reifen Beziehung ist das, was wir miteinander erleben, nebeneinander da“, sagte er, „Zuneigung und Ablehnung; *bei uns beiden* ist es nacheinander eingetreten.“

Anfangs dachte ich noch, unter dem Ansturm meiner Fragen und meiner Beredsamkeit werde sein Schutzwall zerbrechen. Doch der war so massiv wie die Mauern des Kreml.

Und was sagen *mir* all diese Beschreibungen heute? Sie geben - von außen betrachtet - ein falsches Bild, zeigen ihn in seiner verzweifelten Abwehr gegen eine Patientin, deren Gefühlswelt ihn ängstigt, in Panik versetzt, vor der er flüchten möchte. Warum war er so bereit, an mir zu leiden? Ich wollte ihn doch nicht „haben“, ich wollte seiner als verlässlich gewiss sein. Es war mein innerer Konflikt zu wissen, dass ich ihn privat keine drei Tage würde aushalten können. Manchmal hatte ich versucht mir vorzustellen, außerhalb der Therapie mit ihm befreundet zu sein, mit ihm zu wandern, zu musizieren, zu verreisen. Aber immer wieder führten die inneren Bilder mich zurück

in sein anheimelndes blaues Zimmer. Fast von Anfang unserer engen Beziehung an spürte ich seine innere Ähnlichkeit mit meinem Vater, dessen Gefühlspanzer ich nie hatte durchbrechen können.

Dr. L. war so jung und ich so alt! Seine Verschlossenheit ängstigte und verbitterte mich so oft, und trotz allem blieb ich im Gefängnis meiner Sehnsucht nach ihm. Ich suchte zu verstehen, was mich so anzog, mich klammern ließ. Ich war meinen Empfindungen für ihn ausgeliefert, hatte seine ständig wiederholte Einladung „hier meine Gefühle zuzulassen, meine Lebendigkeit zu zeigen“ angenommen. Dabei sehe ich jetzt, wie gut er mich damit hat aufschließen, mich an Verschüttetes, Vergessenes heranführen können. Mehrmals war es wie ein Zusammenströmen unserer Gefühle gewesen, alle Trennung und alle Distanz waren dahingeschmolzen, ich hatte es einst als unverhoffte Gnade empfunden, erkannt und gemeint sein. Ich vertraute ihm, vertraute auch meiner Liebe, vertraute mich ihm an, damals in unserer Hoch-Zeit, legte die Verantwortung für mich in seine Hände. Oder sage ich besser in seine Gewalt? Eine lange Zeit lebte ich in aufgeregter Verwirrung meiner Gefühle, unsicher, welchen Gedanken und Empfindungen ich trauen konnte.

Später dann war und fühlte ich mich ihm ausgeliefert. Es wäre hilfreich gewesen, wenn ich hätte erkennen und entscheiden können, was für mich gut war. Mein Wille, meine Vernunft, meine Gefühle gehorchten mir nicht mehr. Blinde Solidarität hatte mein Denken eingeschränkt. Dr. L. hatte in mir Vertrauen wachsen lassen, gefördert; Zuversicht, Mut, Lebensgefühl. Seine aus Angst errichteten Grenzen hatte all das neu Gewachsene hinweggefeigt. Meine alte Furcht vor Vaters Strafen war wieder wach. (...)

In meinem Leben waren von mir immer wieder bestimmte Leistungen, bestimmter Verzicht gefordert worden. Dasselbe Modell beherrschte jetzt die Therapie. Dr. L. war bis an die Zähne gerüstet. Mit Hilfe trivialisierender Worte zog er meine tiefsten Gefühle ins Vulgäre und verletzte mich damit zutiefst. „Sie grabtschen nach mir“, hatte er zu mir gesagt und sich mit diesen Worten für eine Schale Plätzchen zu Ostern bedankt. Anscheinend schien ich wie eine böse Mutter für ihn zu sein, die ihm entweder „auf die Finger klopfte“ oder nach ihm grabtschte.

Hatte von seiner Kompetenzbegrenzung gesprochen, die eigentlich mehr eine seelische Begrenzung und der Wucht meiner Gefühle nicht gewachsen sei. Und hatte dann gemeint, er kreide sich an, dass er nicht habe abschätzen können, dass er meinen Gefühlen nicht standhalten würde. Gab es denn niemanden, der ihn vor seinen Selbstzweifeln in Schutz nahm? In dieser Konstellation hatte ich keine Chance, mit ihm wirklich in Kontakt zu sein.

Ich fragte: „Haben Sie Angst vor der ‚Mutter Margret‘ und stoßen mich deswegen vorsichtshalber so vor den Kopf, damit ich in die Regression gehe und Ihnen dann nicht gefährlich werden kann?“ „Ja,“ meinte Dr. L., „das kann sein. Aber auch wenn ich Sie nicht bedrängend oder aggressiv erlebe, sind meine Barrieren da.“ Einmal mehr fragte ich: „Was tue ich denn Böses? Ich laufe immer wieder gegen Ihre Stacheldraht-Barrieren und tue mir entsetzlich weh.“ „Dann kommen Sie also jede Woche hierher, um gegen meine Stacheldraht-Barrieren zu laufen?“ (...)

Erneut hatte ich gefragt, was denn unser Konflikt sei. Und geäußert, dass ich meinen Anteil daran erkennen möchte. Kein Echo. Dann sprach ich seine Ambivalenz und vielen doppelten Botschaften an, dass er mich aus seiner Zwiespältigkeit heraus getäuscht und im Stich gelassen habe. Sprach von meinem tiefen Schmerz über diese Grenzen. „An denen Sie rütteln möchten,“ fragte Dr. L. ganz therapeutisch. „Nein, ich möchte Sie verstehen, damit ich Ihre Grenzen akzeptieren kann. Ich halte den Krieg zwischen uns so schlecht aus.“(...)

Gedächtnisprotokoll der Therapiestunde vom 18.5.98.

„Sie sind am Ende der letzten Stunde zu kurz gekommen?“ begann Dr. L. freundlich.

„Ja, ich hätte meinen Traum gern noch zu Ende besprochen.“

„Es hat mir weh getan, die Stunde so abrupt beenden zu müssen.“

„Ich dachte, Sie waren ganz einfach froh, nach so vielen Stunden Therapie endlich Schluss machen zu können.“

„Nein, die 50 Minuten waren um. Wenn Sie mehr Zeit brauchen, z.B. eine Doppelstunde oder 1 ½ Stunden, müssen Sie es sagen. Das ist kein Problem.“

„Nun, ich habe Sie neulich nach 2 Stunden gefragt und keine Antwort bekommen.“

„Warum haben Sie nicht noch einmal gefragt?“

„Weil ich kein Bittsteller bin.“

„Nein, Sie sind eine Patientin, die Ihre Stunden bezahlt, und hätten ein zweites Mal fragen sollen. Die Fraktur (Hand gebrochen) war ja wohl ein Zeichen an mich, dass ich

mich mit Ihnen befassen soll. So wie Vater Sie früher nur berührt hat, wenn Sie verbunden werden mussten. Hängt Ihr Sturz damit zusammen?“

„Vielleicht wollte die kleine M. klammern und die erwachsene M. hat gesagt, 30 Stunden noch und nicht mehr. Vielleicht klammert auch die große M. und die kleine M. sagt: Ich halte das nicht mehr aus.“

„Wieso?“

„Ich spüre Ihre Barrieren so früh, weil ich das als Baby bei Vater gelernt habe; das ist mit Angst gekoppelt. Die spüre ich hier im ganzen Körper.“

„Können Sie den Verlauf beschreiben?“

„Ich komme montags immer freudig zur Stunde und fahre meist verzweifelt heim. Dann schreibe ich in mein Tagebuch, trinke Kaffee, bemühe mich, ruhig zu atmen, schreie auch, um den Druck rauszulassen, der allmählich bis Mittwoch oder Donnerstag nachlässt. Auch der Schmerz lässt dann nach.“

„Ist die Sehnsuchtskurve dieselbe?“

„Nein, das ist ein auf und ab. Ich würde Ihnen gern so viel von mir erzählen, weil bei mir immer so viel passiert. Aber seit dem Vorfall mit der Klangschaale frage ich nichts mehr, will ich nichts mehr erzählen.“

„Wie geht es Ihnen heute in der Stunde?“

„Die kleine M. kommt viel zu kurz. Es läuft alles über den Kopf, das ist zwar auch wichtig, damit ich verstehe.“

„Mir geht es heute sehr gut mit Ihnen. Wie erklären Sie sich das?“ Er schien erleichtert.

„Sie sind heute nicht so sehr verbarrikadiert, und ich habe mir vorgenommen, gut auf den ‚switch‘ aufzupassen, den ich ja auch körperlich spüre.“

„Ich habe das Gefühl, dass wir auf zwei Ebenen miteinander in Kontakt sind; mir ist aber nicht klar auf welcher,“ meinte der Analytiker.

„Sie haben Angst vor der Mutter M. und dass sie Ihnen auf die Finger klopft. Und darum braten Sie ihr manchmal vorsichtshalber eine über, damit sie in die Regression geht und Ihnen nicht gefährlich werden kann.“

„Ja, das kann sein.“

„Ich finde es einfach schlimm, wenn ein Therapeut sich so umfassend durch seine Barrieren schützen muss.“

„Nun, darüber werden wir in der nächsten Stunde sprechen. Auf jeden Fall werde ich noch einmal 80 Stunden beantragen.“

Ich fragte Dr. L. und fragte auch mich, was ich je Unbilliges von ihm verlangt hatte. Ich war so in Bedrängnis, nicht verstanden zu werden von ihm, dass ich ihm sein Unvermögen immer von Neuem vorhielt; warum tat er mir das an? Galt er lieber als unzulänglich, als sich auf mich einzulassen, da er ständig mit seinen Grenzen und Barrieren kokettierte? Ich sagte, dass ich mich wie ein Säugling fühle, der sich an die Mutter klammert, obwohl er geschlagen würde. „Da ist doch eine große Wut in Ihnen?“ fragte der Analytiker. „Nein, Ärger“, gab ich zur Antwort. Den Sie nicht rauslassen, weil Sie Angst vor meiner Gegenwut haben? Ich habe früher oft nicht wahrgenommen, dass ich Ihre Wut zwar gespürt, aber vom Verstand her nicht richtig eingeordnet habe“,

erklärte Dr. L., „und dann habe ich zurückgeschlagen.“ Wie lange war es her, dass er mich mit Worten gestreichelt hatte? Jetzt war es so, dass er mich achselzuckend sterben ließ. (...)

Im 11. Jahr der Analyse hatte ich davon gesprochen, wie viel ich gelesen und nun eine neue Sicht für manche Geschehnisse hätte. „Sie sind enttäuscht, dass ich Ihnen dieses Wissen nicht früher vermittelt habe?“ fragte Dr. L. „Nein, eher verwundert, weil ich Sie doch so oft gefragt habe,“ entgegnete ich. „Wie es z.B. kommt, dass die Therapie für mich wichtiger ist als mein Leben in der Welt draußen.“ So oft hatte ich doch den Krampf des Festhaltens an ihm, meines Klammerns verstehen und ihn mit seiner Hilfe lösen wollen. „Ja,“ meinte er daraufhin, „Sie haben mich eine Zeitlang anders erlebt. Aber seit Sie Ihr Leben auf meines hin ausrichten wollten, sind Sie auf meine Grenzen gestoßen. Und Sie können meine Grenzen eben nicht akzeptieren!“ Auch nach dieser Stunde hatte ich gedacht, das ist das Ende! (...)

Zu Beginn des neuen Jahres ging ich wieder zur Therapie-Stunde. Dr. L. fragte nicht nach meinem Befinden, nicht nach der Operation, der Klinik, sagte lediglich: „danke für die Weihnachtskarte.“ Nun, da ich so viel gelesen hatte und zu wissen glaubte, fragte ich ihn, warum wir fast immer über seine Grenzen und ganz selten nur über die meinen gesprochen hätten? Der Analytiker rechtfertigte sich in allen Punkten, die ich ansprach....(...) Gegen seine Indifferenz lief ich wie gegen eine Mauer an. Das war nicht nur eine Niederlage für mich, es war eine Katastrophe. Der Analytiker machte unbekümmert da weiter, wo wir acht Wochen zuvor die Analyse unterbrochen hatten, im Labyrinth unserer Beziehung. Diese Zusammenkunft verließ ich gebrochen, ich war nur noch ein schwarzer Schrei. (...) Nun fühlte ich mich nicht mehr auf festem Boden stehend. Deshalb sagte ich am darauffolgenden Montag zu Dr. L., dass ich kapituliere und die Therapie abbreche. Seine Antwort war gelassen: „Da bin ich aber überrascht.“ Ich zeigte auf, dass er mit mir eine analytische Einzeltherapie gemacht habe, die ihre Regeln hätte. Er habe neue Regeln kreiert, denen er schließlich nicht gewachsen gewesen sei. Der Therapeut gab zu bedenken, er sei in einem Dilemma: wenn er mich gehen ließe, fühlte ich mich vielleicht rausgeschmissen? Und: „Meine Grenzen waren notwendig, damit die Therapie möglich war.“ Er verteidigte seine Mauern und Grenzen, für ihn waren sie scheinbar kein Hindernis. Welchem Auftrag fühlte er sich noch

verpflichtet? Zu welcher Verantwortung war er noch bereit? Fühlte er sich noch aufgerufen zu heilen?

Auch wenn ich es war, die ihm den Bettel vor die Füße geworfen hatte, so hatte ich doch gehofft, dass er mich nicht einfach ziehen lassen würde. Gleichwohl ließ er mich ohne weiteres gehen, fragte nicht, wie ich zurechtkommen würde, ob jemand für mich Sorge. Er hatte eine ärztliche und eine therapeutische Fürsorgepflicht, und ich war stark gefährdet. Aber es gab auch jetzt kein freundliches, fürsorgliches Wort. „Leben Sie wohl“, war alles. Auf meinen zwei Krücken humpelte ich hinaus, wandte mich nicht mehr um.

Beiläufig gefragt: Kann der Ärzte-Eid gebeugt werden? Muss er nicht gerade in Situationen, in denen Abneigung, ja Hass regieren, seine Gültigkeit beweisen?(...) Ich war an die Grenzen seines Könnens gestoßen, endlich wurde mir das ganz deutlich. Wenn Dr. L. sich verschloss, sich mir entzog, unfähig war, mir auf der Gefühlsebene zu antworten, meinte er nicht mehr mich, denn er redete nicht mehr *m i t* mir, sondern wir sprachen *ü b e r* mich. Je mehr er von seiner Angst vor mir gesprochen und sich dahinter versteckt hatte, um so mehr suchte ich nach seinem wahren Selbst. Mir aber hatte er die Schuld an seiner Angst gegeben, hatte von meiner Schuld und seinen Mängeln gesprochen. Wie gut kannte ich solche Worte aus Kindertagen: „Weil du nicht lieb bist, hat Mutti Asthma.“ Und dann fühlte ich mich wieder einmal so richtig schuldig.

Wir hatten uns gegenseitig bis aufs seelische Unterfutter entkleidet, und Dr. L. war nicht willens oder auch fähig gewesen, eine schützende Hülle zu bereiten. Deshalb hatte ich zu gehen, auch wenn es der schwerste Abschied meines Lebens war. Mit diesem Aufgeben erlebte ich alle Abschiede noch einmal, von allen Menschen, die ich liebgehabt hatte, allen Häusern, in denen ich geborgen gewesen war. Es war das Zurücklassen von etwas Kostbarem, wie bei der Flucht aus Pommern, der späteren zweiten Flucht aus Mitteldeutschland in den Westen. Mir war, als hätte ich kein Zuhause mehr. (...)

Ich fühlte mich schuldig, weil ich ihn so bedrängt hatte, und suchte verzweifelt einen Weg, diese Schuldenlast loszuwerden. Denn wie konnte es geschehen, dass ich so völlig außerhalb meiner Erziehung, meiner Norm, meinem mich selbst Kennen

gedacht, gefühlt, gehandelt hatte? Ich brauchte so dringend Hilfe, Zuspruch, Erkenntnis, weil viele Versuche, über meine innere Not zu sprechen, scheiterten. Zu einem anderen Menschen so reden zu können wie zu mir selbst: ein unerfüllbarer Wunsch! Welche meiner Freundinnen, Bekannten hatte Erfahrung, was Missbrauch in einer Therapie bedeutete? (...)

Über Jahre war ich völlig durcheinander, in der Gegenwart abwesend, ließ das Essen anbrennen, obwohl ich am Küchentisch saß und etwas oder auch gar nichts tat. Der Kuchen, die Plätzchen verbrannten im Ofen, weil ich vergessen hatte nachzuschauen oder den Kurzzeitwecker überhört hatte. Vergaß abzuschließen, wenn ich fortging, fuhr falsche Straßen und Wege, weil das Ziel meines Herzens in ... wohnte, fuhr über rote Ampeln, hielt bei grün an; ständig unterlaufen mir auch heute noch Fehlleistungen. Es gab niemanden, der mir wirklich Halt gab, Sicherheit, bei dem ich zu Hause war. Im Gegenteil, ich hatte darauf zu achten, dass ich einigermaßen gut funktionierte, freundlich und einladend war, damit andere sich nicht zurückhielten, zurückzogen. Ich brauchte so viel Wärme und Nähe und konnte mir beides nicht selber geben. (...)

Warum heulte meine Seele, krampfte mein Herz, stockte mein Hirn, war meine Sehnsucht nach ihm immer noch unbelehrbar? In einem Buch las ich eine Fallbeschreibung, die mich an meine Situation bei Dr. L. erinnerte. Ich schrieb an den Autor, bat um eine Beratung. Daraus wurde eine Therapie, die noch andauert. Eine Tür hatte sich für mich aufgetan, auch wenn ich mit Bus und Bahn deshalb jeweils mehr als acht Stunden unterwegs war. Mittlerweile hatte ich so viel gelesen, dass ich anfang zu durchschauen, in welchem Verhängnis ich gefangen, was in meiner Therapie falsch gelaufen war. Aber noch immer fühlte ich mich wie ein Säugling, der um einer nicht verstehbaren Schuld willen von Vater und Mutter ausgesetzt und verlassen worden war. Es war das Anliegen meines neuen Therapeuten B., mir einfühlbar zu machen, dass die Schuld eindeutig bei Dr. L. lag. Doch sind Verstehen und Begreifen für mich zwei unterschiedliche Dinge. Mit dem Verstand konnte ich bereits vieles verstehen, nur konnte mein Herz es nicht begreifen. (...) Ich dachte damals oft, wenn Dr. L. und ich miteinander trauern könnten über das, was wir einander angetan haben, wenn wir beide

weinen könnten über das, was uns widerfahren ist, vielleicht könnte dies heilsam sein.
(...)

Zur besseren emotionalen Bewältigung des Schadens und des Schmerzes begann Dr. B. mit der Anwendung einer speziellen Methode zur Verarbeitung traumatischer Erfahrungen (E.M.D.R. Eye Movement Desensitization and Reprocessing), einer Übung, die ganz einfach aussieht, die ich aber als „Rosskur“ bezeichnete. Der Therapeut bewegt einen Stift vor dem Gesicht des Patienten hin und her, und der Patient folgt diesen Bewegungen mit den Augen. Die völlige Konzentration meiner Augen auf den Stift bewirkte, dass ich ganz rasch, wie mit einem Lift hinunter in meine Gefühlswelt fuhr, in das Chaos meiner Sehnsucht, meines Heimwehs nach Dr. L., in die Angst vor ihm, in das Unbegreifliche und Unbegriffene unserer Begegnung. Ich schrie meine Verzweiflung laut heraus, ich beschuldigte Dr. L., ich erzählte von all dem Schrecklichen, was er mir vorgeworfen und wie ich mit Worten zurückgeschlagen hatte. Ich war aufgewühlt bis ins Tiefste und jammerte wie ein kleines Kind. (...)

In der Therapie hatte B. mich gefragt, ob mein Wunsch nach Aussöhnung mein Gefühl der Sinnlosigkeit und meine Beziehungslosigkeit zudecken solle? Ob ich mich an Dr. L. und die Hoffnung klammere, um meine innere Leere zu überdecken? Was ich von einer Aussöhnung erwarte? Mein ehemaliger Therapeut sei so weit weg von mir, da könne Versöhnung, so wie ich sie erwarte, gar nicht stattfinden. Ich könne sicher sein, dass er sich meiner erinnere, wahrscheinlich sogar mit guten Gedanken an mich, das sei ähnlich wie bei Toten, wo auch in der Erinnerung das Gute überwiege. (...)

Wiederum hatte ich Angst und wünschte mir gleichzeitig, verrückt zu werden. (...) B. meinte, ich müsse diese Verwirrtheit eine Weile aushalten. In jenen Wochen reifte in mir der Plan, mich an die Standesorganisation meines ehemaligen Analytikers zu wenden. Ich besprach meine Überlegung mehrmals mit B., bemühte mich klar darzustellen, worum es mir ging. Ich hatte nicht vergessen, dass Dr. L. mir Sphären erschlossen hatte, die mir sonst niemals zugänglich geworden wären. Seine Zuneigung hatte mir Gaben dargebracht, die mehr einer Erleuchtung als einer erotischen Erfüllung oder einem sinnlichen Genuss glichen. Das aber war nur möglich gewesen, weil es Liebe - er nannte es Zuneigung und Gegenliebe - zwischen uns gegeben hatte,

aber eben keine Liebesbeziehung. Nun aber wollte ich mich endlich aus dieser Übertragungshörigkeit herauslösen, indem ich die mich lähmende Verflechtung entschleierte. Aus meinem Wunsch nach Transparenz heraus wollte ich, dass er begreife. Einmal hatte ich ihm versprochen, nie an seine Standesorganisation zu schreiben. Jetzt wollte ich es, hin und her gerissen zwischen Furcht und Hoffen, tun. Würde ich meinen Treuebruch jemals verwinden? In dem Buch „Sackgassen“ von David Rosenfeld hatte ich gelesen: „Entscheidend ist, dass der Analytiker einen großen Fehler, den er beim Agieren begangen hat, auch wieder behebt. Zu diesem Zweck muss er fähig sein, sich den tieferliegenden Gründen für das, was zwischen ihm und dem Patienten vorgefallen ist, ohne einen zu starken Groll zu stellen, sonst kann er nämlich dem Patienten nicht unbefangen darstellen, was zwischen ihnen beiden vorgegangen ist.“ (1988, S. 291.)

Meine Gedanken und Vorstellungen waren folgende: Ich wollte die Wahrheit dessen, was in meiner Therapie geschehen war, erforschen. Es hatte lange Zeit zwischen uns das Gefühl sicherer und doch ferner Nähe gegeben, wir waren einander auf einer tiefen, versöhnenden Ebene nahe gewesen. Daraus war dann bei mir, bei und nach seinen Berührungen, das Empfinden unsicherer, aufgeregter Nähe und unangemessener Vertraulichkeit entstanden. (...) Durch diese Art der Therapie war etwas in Unordnung gebracht worden, das durch klärende Gespräche in Ansätzen wieder in Ordnung gebracht werden könnte, meinte ich. Es ging mir um Klärung und Begründung, um Erkenntnis und Gerechtigkeit in der Beurteilung der Sachlage, danach vor allem um Aussöhnung. „Wollen Sie in Ihrem Mauselloch bleiben?“ hatte mich der Therapeut einstmals gefragt. Nein, das wollte ich nun nicht mehr! Mir ging es um die Erforschung der Wahrheit dessen, was geschehen war. (...)

Wie viele Chancen hat ein Einzelner gegen die Macht einer Standesorganisation? Ich richtete meinen Brief an die Fachgesellschaft, belastet mit dem Wissen, dass ich mein früheres Versprechen nicht halte. Ich schrieb, dass ich am 18.1.1999 eine 10 ½ Jahre währende analytische Einzeltherapie abgebrochen hätte und nun endlich dank einer Folgetherapie soweit stabilisiert sei, dass ich über meine abgebrochene Therapie reden könne und wolle. Und ich bat, mir eine Adresse zu nennen, an die ich mich getrost wenden dürfe.

Die Antwort kam vom Vorsitzenden der Gesellschaft. Er schrieb, dass es in der Gesellschaft ein Vertrauensanalytiker-Gremium gäbe, an dessen Vorsitzenden ich mich vertrauensvoll wenden könne. Und er nannte den Namen und die Adresse von Dr. L. Ich war wie vom Donner gerührt. Er war also der oberste Hüter der ethischen Regeln seiner Fachgesellschaft. Wäre er doch ein einfacher Dorfanalytiker gewesen! Ich dachte daran, dass Dr. L. mich mehrmals während meiner Therapie ermuntert hatte: „Holen Sie mich von meinem Sockel herunter.“ Und ich hatte geantwortet: „Das tut doch weh, nicht nur Ihnen, sondern auch mir!“ Jetzt war es so weit!

Ein wenig glanzvolles Nachspiel begann, indem ich an den Vorsitzenden der Gesellschaft in dem Gedanken und der Hoffnung schrieb, dass meine mit großer Beunruhigung und aus Verzweiflung gestellten Fragen besprochen und beantwortet werden würden. (...) Eine Antwort ließ nicht lange auf sich warten: Mir wurde empfohlen, mich an Frau Dr. O. in ... zu wenden, die frühere langjährige Leiterin und zudem Initiatorin des Gremiums der Vertrauensanalytiker.(...)

Nach einer telefonischen Absprache war ich mit dem ICE nach ... gefahren, um Frau Dr. O. zu treffen. Ich begegnete einer alten Dame, ein wenig älter als ich selbst; sie erschien mir seltsam weltfremd. Oder besser: entfernt vom Alltag, wie erloschen. Im Gespräch fragte ich sie, ob sie eigene Missbrauchserfahrungen habe, sie nannte Lappalien, die sie auch als solche bezeichnete. Außerdem wollte ich wissen, wie viele Patienten während ihrer Zeit in der Ethik-Kommission, das waren mehr als fünf Jahre, sich über ihren Analytiker beklagt hätten, und bekam zur Antwort: „Aber die Patientinnen lieben doch ihren Therapeuten, da zeigen sie ihn doch nicht an.“ (...) Sie meinte, dass ich ja immer noch nicht von Dr. L. Abschied genommen hätte, dabei gäbe es nur ein *nie wieder*. Und sie hatte wissen wollen, ob ich meinen Therapeuten bei der ersten Berührung wohl zurückgewiesen hätte, wenn ich nicht in der tiefen Regression gewesen wäre? Nein, hatte ich geantwortet, ich liebe Nähe und Berührung, und das hat er auch gewusst. - Frau O. hatte dann auf mein Fragen hin geschildert, wie sie s. Zt. Herrn Dr. L. gebeten hatte, in dem Gremium mitzuarbeiten, hatte seine Initiative und seinen Beitrag (Curriculum) dort lobend erwähnt, ihre Wertschätzung seiner Person und seiner Leistung mit dem Vorschlag an die Mitgliederversammlung honoriert, ihn bei der nächstfälligen Wahl zum Vorsitzenden des Vertrauensanalytiker Gremiums zu

wählen. Sie verabschiedete mich mit den Worten, dass an einem gemeinsamen Gespräch im Gremium der Vertrauensanalytiker mein jetziger Therapeut B. wegen dessen Neutralität nicht teilnehmen dürfe, und dass mein Wunsch nach Aussöhnung mit Herrn Dr. L. in Erfüllung gehen möge. (...)

In der laufenden Therapie hatte B. vorgeschlagen, mit Dr. L. ein Gespräch zu führen, und der hatte eingewilligt. (...) Wir trafen uns unverhofft auf der Straße, beide auf dem Weg zu B. Ich freute mich, ihn zu sehen und war gleichzeitig ein bisschen beklommen; wir gaben uns die Hand, freundschaftlich wie in alten Zeiten. Ich deutete auf einige Sehenswürdigkeiten, da Dr. L. zum ersten Mal in ... war. Wir betraten die Praxis, wurden empfangen, nahmen im gewohnten Therapieraum Platz. Wie erstarrt saß mir mein, ach, so vertrauter Weggenosse gegenüber, mir zugewandt wie in alten Zeiten; sein linkes Auge übergroß auf mich gerichtet, als trüge er ein Monokel, das rechte klein, fast geschlossen. Die Anspannung war in sein Gesicht geschrieben; er schaute mich reglos an. B. forderte mich auf, meine Ziele für das Gespräch heute Abend zu nennen. Ich nannte meinen Wunsch: mit dem, was mir in der Therapie und von der Fach-Gesellschaft widerfahren war, leben und es annehmen zu können, ohne mich länger dagegen innerlich zu wehren. Denn die dunklen Schatten reichen tief in die Gegenwart hinein, und sie werden auch noch auf der Zukunft lasten. Ich wollte ihm verzeihen, indem ich ihn verstehen könne. Und ich (...) hob meine Bitte um Versöhnung besonders heraus.

Dr. L. wirkte auf mich wachsam, angespannt und in seinen Antworten bedingt einsichtig. Er war völlig auf der rationalen Ebene. Er räumte ein, Fehler gemacht zu haben, genau die, die ich benannt hatte, sagte: „Ich bin traurig und es tut mir weh.“ Ich entgegnete, dass ich das nicht spüren könne, und er fragte zurück: „Weil ich so kontrolliert und so diszipliniert bin?“ Da erst konnte ich ein wenig von seinem Schmerz spüren. Das aber führte ich darauf zurück, dass er über sich selbst und *sein* Versagen traurig war. *Mein* Leid schien ihn nicht berührt zu haben. Er hatte noch nicht einmal um Verständnis gebeten, geschweige denn um Verzeihung. Wie sehr hatte ich ein solches Wort herbeigewünscht, nicht als seine Kapitulation, sondern als Erkennen dessen, was über mich hereingebrochen war. Mit Bedauern in der Stimme hatte er geäußert: „Ich habe mich damals sogar abgewertet.“ Hatte dann meiner Theorie zugestimmt, er habe

nach dem Motto „du sollst nicht merken“ Therapie gemacht. Ein Lippenbekenntnis. Ich hatte auf Bekennermut gehofft, auch auf sein Bedürfnis, die Dinge beim Namen zu nennen, selbst dann, wenn es nicht opportun schien. Aber dieser Mut fehlte ihm. Er war nicht bereit, sich angesichts unseres Gedankenaustauschs darauf einzulassen. Bei mir hatte das Aussprechen keine Erleichterung, kein Mitgefühl mit ihm bewirkt. Er war traurig. Worüber? Es kam kein Zugeständnis von ihm, das mich emotional angerührt hätte. Er hatte sich fest im Griff, seine Gefühle hatte er nicht mit auf die Reise genommen, die waren zu Hause geblieben. Reue ist ein rares Wort.

Bevor das Gespräch zu Ende ging, meinte B., dass ein Therapeut in einer Therapiestunde u.U. so konsterniert oder auch irritiert sein könne, dass er wie mit Scheuklappen weiterarbeite. Er zeigte mit beiden Händen, die er in Augenhöhe an die Schläfen hielt, was er meinte. Er ging damit auf unseren Meinungswechsel um den Kuss ein, in der Dr. L. gemeint hatte, er habe damals eine pubertäre Antwort gegeben. Aber nicht nur die Antwort war pubertär gewesen, sondern vor allem die weitere Haltung während meiner Therapie bei ihm, die aus dieser Entgegnung sprach. Viel später erst fiel mir ein, dass B. vergessen hatte zu sagen, dass der Therapeut dann aber nicht der Patientin an seiner Irritation die Schuld geben dürfe. Und wie viele Jahre darf ein Analytiker irritiert sein und Scheuklappen tragen? Darüber gab es keine Diskussion. (...)

Der Widerspruch zwischen den Verlautbarungen der Ethik-Regeln, der Therapie und der Wirklichkeit, hatte bei mir zu zorniger Verzweiflung geführt. Deshalb schrieb ich noch einmal an die ehemalige Leiterin des Vertrauensanalytiker-Gremiums und erinnerte sie an ihre Fürsorgepflicht. Mein Brief spiegelte meinen Unmut wider. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass sie zugesagt habe, im November 2000 über meine Angelegenheit zu sprechen, und ich erwartet hätte, dass ich von dem Ergebnis des Gesprächs unterrichtet würde. In ihrem Antwortbrief las ich, dass der Auftrag der Fachgesellschaft nicht der sei, in Konfliktfällen zu *e r m i t t e l n*, sondern zu helfen, Lösungen zu finden. Mit freundlichen Grüßen.....

Es schien, als könne es in meinem Falle, da es keinen - neutralen - Richter gab, dem entsprechend auch keinen Kläger geben. Denn der Fall, dass eine Patientin über

den Vorsitzenden der Ethik-Kommission Klage zu führen hat, ist in den einschlägigen Richtlinien nicht vorgesehen. Was aber hatte mir die alte Dame mit ihrem Brief sagen wollen? Wie kann eine Institution oder eines ihrer Mitglieder in Konfliktfällen helfen ohne festzustellen, worum es tatsächlich geht, ohne zumindest die Ursache des Konflikts zu ahnen? Und es sollte doch auch die Solidarität der um Hilfe angerufenen Gesellschaft mit dem Opfer – in diesem Falle mir – zu erkennen sein. Oder gab es nur die Solidaritäten innerhalb der Gesellschaft und der Ethik-Kommission, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht? Frau Dr. O. hatte meinen unüberhörbaren Hilferuf an die Mächtigen in der Welt der Psychoanalyse gehört und entgegengenommen. Wollte sie nun mir gegenüber die Vergangenheit geflissentlich beschweigen?

Dr. L. hatte mich im wörtlichen, mehr noch im übertragenen Sinn fast um mein Leben gebracht, und maßte sich nun, mit der Rückendeckung dieses Machtkartells, Schulter an Schulter mit den Kollegen, an, einen Schlusstrich unter seine pflichtverletzende Treulosigkeit zu ziehen. Dieses Wegsehen, wo Unrecht geschehen war, stößt mich ab; seine Unlauterkeit überschattet seine Verdienste in unnötiger Weise. Als seien ihm ein paar läppische Fehler unterlaufen, deswegen brauchte es doch keine angemessene Bewertung der Schwere seiner Unzulänglichkeit und Entgleisung! (...) Darum wollte ich eine Bewertung durch die Ethik-Kommission der Gesellschaft, ich wollte, dass festgestellt und mir damit bestätigt würde, dass mir Unrecht widerfahren ist, und nicht nur ein Unglück zugestoßen. Mir fehlt das Erschrecken aller derer, die ich angesprochen und um Beistand für mich gebeten habe; anfänglich hatte ich sogar noch auf Fürsorglichkeit gehofft. Als ich mich an die Gesellschaft gewandt habe, war mein Ziel die Wiederherstellung von Gerechtigkeit nach einer von mir als Unrecht empfundenen Kränkung. Mein Versuch der Annäherung an den Unnahbaren war misslungen, der Rest ist Bestürzung und unendliche Trauer.

Dies ist keine Geschichte mit Happy End. Etwas war zutiefst missglückt. Ich strengte mich an, der Beschädigung meines Lebens unter den Bedingungen einer Therapie, der Zerstörung und Verwirrung, die über mich gekommen waren, durch den Anschein des Plausiblen Herr zu werden. Zunächst waren es innere Rechtfertigungsversuche, die mich veranlassten, meine Geschichte aufzuschreiben. Die Erinnerungen kamen, obwohl ich sie nicht wollte. Ich konnte weniger leicht vergessen

als mir lieb war und versuchte, nicht mehr in der Kategorie von Schuld zu denken, sondern das Geschehen als Tragik unserer Verstrickung zu erkennen. Eine Aussöhnung mit Dr. L. schien mittlerweile auch mir unmöglich, langsam würde diese rationale Erkenntnis mein Gefühl erreichen. Allmählich war er nicht mehr das ständige Ziel meiner Gedanken. (...)

Das Schicksal hatte an meine Tür geklopft und mich auf den Weg zu mir selbst geführt. Deshalb geht es in meinem Bericht nicht um die Darstellung von Schuld, sondern um das Sichtbarmachen von Verstrickung in das Schicksal des anderen. Oft habe ich mich gefragt: Ist es besser zu trauern, oder wäre es besser, diesen geliebten Menschen nie gekannt zu haben und mithin nicht trauern zu müssen? Erst allmählich begreife ich auch das Glück und den Weg jener bitteren schönen langen Jahre.